

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 51 (1980)
Heft: 4

Artikel: "Da schlug ich zurück" - fast ein Bericht
Autor: Wehrli, Möbi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Da schlug ich zurück» – fast ein Bericht

I

Verdammt, da liegt er nun vor mir, dieser starke Mann mit der harten Hand. Ohne Würde und Macht liegt er vor mir, regungslos; erbärmlich klein liegt er am Boden, ein Häufchen Elend, dieser starke Mann, k. o.! — Ein Wort hat das andere herausgefordert. Vorwurf, Anschuldigungen, Verdächtigungen, Anklagen... wir haben einander schliesslich unmenschlich angeschrien — nein, so schlecht, wie er mich haben wollte, bin ich nicht! Und wenn mein Vater auch ein Säufer und Lump ist und meine Mutter sich als Hure hingibt, bin ich trotzdem kein Unmensch, mit dem man — auch er, der starke Erzieher! — machen darf, was er will. Zulange machte ich — wie ich es in der Schule brav gelernt hatte — die Faust im Hosensack, zulange schwieg ich, bis ich nicht mehr konnte und zurückschrie. Aber er hörte mich und meine Not nicht! Er schrie, ja brüllte weiter. Ich sollte schweigen und ihn anhören. *Ich* sollte schweigen und ihm zuhören. *Ich* sollte schweigen und endlich kapieren! *Ich* sollte still sein und *ihn* endlich verstehen! Und ich schwieg nicht. Ich konnte nicht verstehen. Ich konnte im Gebrüll keinen Sinn mehr entdecken und brüllte zurück, brüllte und heulte wie ein verängstigtes Wild, wie ein Mensch in unmenschlicher Angst! Da schlug er mich. Ich spürte seine Hand im Gesicht. Ich spürte das warme Blut über mein Gesicht strömen, ich... schlug zurück. Ein Schlag nur! Ich schlug, wie er mich geschlagen hatte, ohne Besinnung, ohne Zielen, ohne Ueberlegung, gerade so wie ein verletztes Tier in letzter Notwehr um sich beisst, um sich schlägt. — Und nun liegt er vor mir, der starke Mann.

Bald werden sie kommen, die anderen starken Männer, und werden reden, wirr durcheinander reden, schreien und nach Hilfe rufen. Sie werden mich packen. Sie werden mich wegziehen. Sie werden mich isolieren. Sie werden mich wieder, auch wieder, schweigen heissen. Sie werden mich strafen und hasen. Sie werden mich... Niemand wird mich zu verstehen suchen, denn ich hätte mich doch beherrschen müssen. Niemand wird mir helfen wollen, denn ich habe etwas Ungeheuerliches, Ungehöriges gemacht: Einen Mitmenschen geschlagen, k. o. geschlagen, und ich werde büssen müssen. Wer will schon wissen, dass er, dieser starke Mann, mich und meine Eltern, auch wenn sie nicht die besten sind — das habe ich auch schon bemerkt! —, beleidigt, gedemütigt, ja eigentlich verdammt hat? Wer will schon wissen, warum ich zugeschlagen habe? Ich hätte eben nicht schlagen dürfen! Schlagen dürfen nur die anderen! Ich hätte eben nicht maulen, nicht schreien, nicht aufbegehren, nicht mich wehren dürfen! Ich hätte zuhören und *ihn* verstehen müssen! Warum, o lieber Gott, o ihr alle, die jetzt dann über mich herfallen werdet, warum versucht niemand, *mich* zu verstehen? Mich, den Sohn des Bauarbeiters Michael Wehrli* und seiner Gattin Margrit*?

Allzu lange konnten sie sich nicht gekannt haben vor meiner Geburt, sonst hätten sie vielleicht gemerkt, dass sie nicht zueinander passten, dass sie einander nicht verstehen konnten. Ein Fest hatte sie zusammengeführt; es muss ein sehr fröhliches, wein-fröhliches Fest gewesen sein. Standhaft und mutig standen sie jedoch zu den Folgen jener Nacht: Sie heirateten.

«Was ist da los, Möbi*? Sprich!» Was soll ich nur sagen? Sie alle sehen ja alles! Natürlich habe ich geschlagen, zurückgeschlagen. Warum bin ich nicht gleich gelaufen, weggestürzt bevor sie alle kommen mit den sattsam bekannten Fragen und Phrasen? Ich hätte ja fliehen können! Aber ebenso standhaft wie mein Vater meine Mutter heiratete, ebenso standhaft blieb ich eben stehen. Ich will auch nicht lügen, nichts beschönigen, ich will nur die Wahrheit sagen! Stimmengewirr reisst mich aus meinem Sinnieren. Warum ich zugeschlagen habe? Warum ich mich nicht beherrscht habe, wollen sie wissen. Sollen sie es! Sie werden zwar den Kopf schütteln, nicht verstehen und mich der Unbeherrschtheit zeihen. Sollen sie! Sie werden mich im dunklen berüchtigten Zimmer isolieren. Sollen Sie! Aber ich will die Wahrheit, nichts als die Wahrheit sagen, ihnen ins Gesicht schmettern, durch die Türe schreien, das ganze Haus, das Heim, das kein Daheim bietet, soll sie wissen, die Wahrheit. Ich wehre mich nicht auf dem Gang ins besagte Zimmer. Alles ist mir «wurst», und ihnen ist meine «Version der Wahrheit» — wie sie höhnisch und ironisch sagen — ebenfalls gleichgültig. Ich habe zugeschlagen; das genügt, dass auch sie und ihre Grundsätze zuschlagen: Die Türe schlägt zu. Der Riegel fällt hinter mir ins Schloss. Ruhe umschliesst mich, den Ruhelosen, den Unruhestifter, den Schläger, den Unbeherrschten, von dem «man ja wusste, dass es einmal soweit kommen wird».

Irgendwann erscheint der Heimleiter, ein Heimkommissionsmitglied, ein Sekretär und der wieder auferstandene Erzieher. Seine Augen glänzen. Spiegeln sie Hass oder Schadenfreude? Mitgefühl wohl kaum! Es wird der Tatbestand aufgenommen. Wie üblich! Meine Aussagen werden mit denjenigen des Erziehers konfrontiert. Man stellt summarisch fest, dass ich mich wohl habe wehren dürfen. Auch ich dürfte für mein Recht einstehen. Aber das könne man doch, ohne die Fäuste zu gebrauchen! Man müsse sich immer in der Gewalt haben! Aber eben, der «Apfel fällt nicht weit vom Stamme», man wisse ja, auch mein Vater habe eher mit den Fäusten als mit den Worten sein Recht durchzusetzen versucht! Sollte dies ein Trost, eine Entschuldigung für mich sein? War das nicht wiederum eine gemeine Anklage? Jawohl, mein Vater war nicht der Brävste, Feinste. Ein Bauarbeiter hat Schwielen an den Händen, die oft hart angreifen müssen. Aber ein Schläger war er nicht gewesen! Eine Gemeinheit, meine Tat mit vermuteter «Grobheit des Vaters» zu beschönigen.

Nun, ich habe Zeit, viel Zeit, um über diese Aussagen nachzudenken. Meine «Dunkelkammer» ist eng, wie soll man da weitsichtig oder offener werden? Meine «Dunkelkammer» ist rostlos öde, kahl, nüchtern: Wände, die wohl einstmal weiss getüncht waren, ein angerostetes Eisenbettgestell, ein Tisch, in den schon unzählige Fingernägel Rillen gruben, ein Stuhl, reichlich unbequem, um sich darauf sinnend niederzulassen. Mein Vater, ein grober Schläger? Meine Mutter, eine Dirne? Ich? Ein Nichtsnutz, der sich nicht in der Gewalt hat! Meine Mutter und mein Vater standen zu mir: Sie heirateten. Sie versuchten wohl ein Eheleben zu führen, denn — das weiss ich aus den früheren Anamnesen — ich entwickelte mich anfänglich normal. Doch meine Eltern stritten oft. Als ich ungefähr zweijährig war, zerstritten sie sich völlig. Ich kam ins Heim, zum ersten Mal! Ich sah meine Eltern nur noch selten. An Sonntagen holte mich jeweils mein Vater zu einem Spaziergang. In einem Restaurant durfte ich mir immer etwas Gutes auswählen. Eigentlich hätte ich lieber mit ihm gespielt, zuhause bei ihm. Er nahm mich aber nie in sein Zimmer. Später wusste und erfuhr ich wieso. Er war eigentlich nirgends daheim. Er lebte mit einigen anderen Bauarbeitern zusammen in einer Baubarracke, wo niemand für Ordnung sorgte, und jedermann die Unordnung zu geniessen schien. Nach einigen Jahren heiratete mein Vater wieder. Ich hörte immer weniger von ihm, sah ihn kaum mehr. Ich war ja — wie er meinte! — gut aufgehoben. — Meine Mutter bekam nach der Scheidung mit Servieren. Immer mehr liess sie sich jedoch auch zu zweifelhaften Serviceleistungen herab. Man begann über sie zu munkeln. Für mich war sie aber die allerbeste Mutter. Sie brachte immer wieder Kleinigkeiten mit ins Heim: Ein Autöli, ein Quartettspiel . . . zusammen spielten wir jeweils im Besuchszimmer, bis die Stunde der Trennung schlug. Und sehnlichst wartete ich auf den nächsten Besuchstag. Später durfte ich auch gelegentlich meine Mutter besuchen. Die Wohnung war klein, aber fein sauberlich aufgeräumt. Warum nur konnte dies nicht mein Daheim sein? «Das verstehst du erst später», tröstete mich jeweils meine Mutter. Lange, lange konnte ich den Sinn oder Unsinn meiner Situation nicht einsehen. Erst im zweiten Heim meiner «Heim-Laufbahn» wurde ich entsprechend aufgeklärt: Wie kann man zu einer solchen Frau hingehen? Wie könnte man auch einen Knaben bei einer solchen Mutter wohnen lassen! Und wenn meine Mutter auf Besuch kam, munkelten, lächelten sie wieder, die grossen Erwachsenen und die kleinen Schüler. Meine Mutter schwieg und . . . litt. Ich schwieg und lernte die Fäuste zu ballen . . . im Hosensack, denn wer dreinschlug — das merkte ich schnell —, wurde schuldig und erhielt entsprechende Strafen: Strafarbeiten, WC-Putzen, Küche fegen,

Laubwischen oder Schläge: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ich fühlte mich hier gar nicht und gar nie daheim, obwohl das Heim gut eingerichtet, einen tollen Fussballplatz und ein Hallenbad besass. Daheim war ich nur . . . in der kleinen, fein sauberlich aufgeräumten Wohnung meiner Mutter. Aber dorthin durfte ich je länger je weniger. Ich lernte, mich gut zu verhalten. Ich sagte ja, nicht nein! Ich befolgte die meisten Anweisungen, denn dann durfte ich eher hoffen, wieder einmal meine Mutter besuchen zu dürfen. Nachts oder beim Holzspalten oder bei einem Gang mit dem Heimhund befreite ich mich von den aufgestauten wahren Gefühlen. Ich weinte, oder ich schlug wie ein Wilder aufs Holz, oder ich raste wie ein Verrückter quer durch den Wald, zum Gaudi des Hundes, zu meiner Entlastung! Bald wurde ich den anderen Schülern als Vorbild hingestellt: Da seht den Möbi, wie sich der zusammennimmt! Und gedacht haben die Erwachsenen im weiteren: Bei einer solch miserablen Vererbung! — Jawohl, ich wollte es ihnen zeigen, ihnen, denen es nur aufs Bravsein und Maulhalten ankam. Was kümmerten sie sich um unsere Meinungen, um unsere Sorgen, um unsere Gefühle. Wir haben ja alles! Eine Schwimmhalle! Einen Fussballplatz! Wir dürfen fernsehen! Wir dürfen velofahren! Fürs Essen und für die Kleidung ist gesorgt. Erzieher und Lehrkräfte sind aufs beste für diese «schwierige» Aufgabe vorbereitet. Sie wollen nur das Beste: Uns zu braven, treuen und nützlichen Gliedern der Gemeinschaft nacherziehen und ausbilden. Und das Gewissen? Und meine Sehnsucht nach Geborgenheit, nach einem Daheim? Warum lächelt und munkelt man über meine Mutter? Warum will mein Vater nichts mehr von mir wissen? Warum bin ich nur Vorbild, wenn ich brav «jaja» und «ja gern» sage, obwohl ich «nein» sagen müsste; muss man das Gewissen, die Gefühle, das Leben zweiteilen lernen? Ich werde verrückt! Muss es so sein? Ist es richtig, auf eine eigene Meinung zu verzichten, dem Frieden, dem Erwachsenen zuliebe (das heisst, seiner eigenen Zukunft zuliebe) ja zu sagen, um Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen?

Zwei Tage nach dem Vorfall werde ich vor den Heimleiter gerufen. Alles kommt so ganz anders. Ich bin allein mit ihm. Es wird keine weitere Anamnese aufgenommen. Alles ist ja allen sattem bekannt. Der Heimleiter zeigt Verständnis. Ich darf reden. Ich vertraue ihm und erzähle meine Nöte, meine Gedanken, meine Sorgen, mein Gespaltensein, ich rede und rede, gestehe meine innersten Gedanken und Sehnsüchte. Auch der Heimleiter redet. Er spricht von seinen Sorgen, von seinen Ideen, von den Heimaufgaben. Wir beide hören und reden, wie ich es bisher noch nie erlebt habe. Ich akzeptiere seine Vorbehalte gegenüber meiner Mutter. Er versteht meine Unbeherrschtheit. Mir wird es wohl. Ich fühle mich angenommen, verstanden, beinahe wie daheim bei meiner Mutter. Ich bin bereit, auch mit dem Erzieher zu sprechen.

Der K.o.-Schlag hat mein Leben verändert! Das Gespräch und das Vertrauen des Heimleiters gaben meinem Leben eine neue Richtung, schenken mir Lebensfreude und Hoffnung. Ich war weiterhin ein vorbildlicher Schüler und Lehrling: Ich sagte ja,

Wo ich Lebendiges finde, finde ich auch Gehorsam. Alles Lebendige ist ein Gehorchendes.
Nietzsche

Grösse besteht in verpflichtendem Aufbrechen.
René Char

«Kinder unserer Zeit»

«Heute dient man nicht mehr», schrieb Oberrichter Hans Isler in den «Schaffhauser Nachrichten» vom 13. März 1980. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers legt die Redaktion die Kolumne den Fachblattlesern vor, die ihnen — auch im Hinblick auf die VSA-Jahresversammlung in Schaffhausen — nützliche Denkanstösse geben kann. Wir sind allesamt «Kinder unserer Zeit» und als solche zweifellos ohne Unterschied «auf der Suche nach Sinn». Auf der Suche nach Sinn? Diesem Thema ist die Schaffhauser Tagung unterstellt, deren Programm nunmehr feststeht und mit der Einladung den Vereinsmitgliedern zugestellt worden ist. Oberrichter Hans Isler ist Präsident des Stiftungsrates der Eingliederungsstätte Schaffhausen:

Es ändert sich die Zeit. Vor fünfzig Jahren hatte man einander in der Familie nötig und war voneinander abhängig. Die Autorität von Sitten und Gebräuchen und von der Kirche galt noch etwas. Unsere Grossmütter gingen in die Fremde «dienen», wie unsere Girls an die Kanti oder DMS gehen. Ich war Knecht, freilich mit dem festen Willen, es nicht zu bleihen. Diskriminierend war es nicht.

Heute dient man nicht mehr. Sitten und Gebräuche setzen keine Schranken mehr. Pfarrer sind keine Respektspersonen mehr. Man will nicht abhängig sein voneinander. Wenn die Abhängigkeit in der Ehe der Selbstverwirklichung im Wege steht, so wird geschieden. Das Resultat: eine Gesellschaft freier, unabhängiger, selbstverwirklichter, zufriedener Menschen? Oder eine Menge zu tiefer Bindung unfähiger, von rasch wechselnden Moden abhängige Geschöpfe?

So oder so. Es gibt Geisteskranke, Scheidungswaisen, Ausgeflippte, Behinderte, Süchtige, in der Familie oder in der Schulklasse Untragbare, senile Alte, alleinstehende, gebrechliche Alte, Gestrauchelte. Für alle sie bauen wir Heime und suchen Heimeltern, Schwestern, Pfleger, Heim-erzieher oder auch Sozialarbeiter.

Und wir sind erstaunt und ungehalten, wenn sie, die Heimmitarbeiter, nur «Kinder unserer Zeit», den Heimen nicht die Geborgenheit geben können, die eine Ursehnsucht auch unserer emanzipierten Generation bleibt.

Und die modernen, emanzipierten Sozialarbeiter? Sie werden enttäuscht, wenn Selbstverwirklichung nicht ohne Hingabe gelingen will.

Ich bin nicht nostalgisch und schätze die Unabhängigkeit, die ein relativer Wohlstand bringt, ich bin auch kein verkappter Patriarch. Aber ich hoffe, die Menge der geistig Heimatlosen spürt, wo Boden unter den Füßen zu finden ist.

wenn es mein Gewissen zuliess; ich wehrte mich aber auch, wenn ich anderer Meinung war. Ich lernte, hart, aber ehrlich zu diskutieren. Das Heim konnte mir nicht mehr zum Daheim werden, dafür war ich zu alt. Zulange hatte ich mich gesträubt, zulange hatte ich auf innere Erlösung warten müssen. Aber einige Erwachsenen wurden mir zu guten Vorbildern, zu guten Kameraden. Nein, nicht der Thomi, der sich mit allen anbot und sich duzen liess, nicht der betriebsame Walti, bei dem immer viel zu viel lief. Aber Herr Mily, mit dem man hart arbeiten und diskutieren konnte, oder Fräulein Meta, die konsequent, aber vertrauensvoll ihre Gruppe führte, oder Frau Bräm, die nicht nur treu meine Kleider flickte, sondern auch oft mit mir spaste — ihnen allen verdanke ich den relativ guten Abschluss im Heim: Sie lehrten mich, dass recht Vieles auf der Welt ungerrecht, unmenschlich und widerwärtig ist, dass aber noch viel mehr Gefreutes zu finden ist, wenn man sich selber ein bisschen anstrengt, um mit den rech-

ten Augen und dem Herzen dem Guten zu begegnen. Hat mir diese Einsicht und Haltung nicht auch meine Mutter in ihrer an sich unsympathischen Arbeit doch vorgelebt? Wie oft hat sie doch gesagt: «Es ist besser, auch nur ein Licht anzuzünden, als über die Finsternis zu klagen. Es ist besser, auch nur einem Menschen eine Freude zu bereiten, als über das viele Schlechte zu schimpfen.»

Heute! Seit zehn Jahren bin ich Gärtner in einem grossen Betrieb. Ich bin verantwortlich für eine ganze Abteilung. Ein bisschen ist eine solche Gärtnerei-Abteilung auch ein Heim: ein Heim für Pflanzen, ein Heim für ihre Betreuer, ein Heim für mich und meine Mitarbeiter. Ich denke oft darüber nach. Schliesslich möchte man doch einen Sinn (oder Unsinn) in seinem Wirken sehen. Ja, ich denke viel nach über Sinn und Unsinn: Warum musste ich so viele Jahre in Heimen verbringen? Warum sind Heime so selten (oder gar nie) ein wirkliches Daheim? Viele

meiner ehemaligen Kollegen schnöden über die Heimzeit. Sie fluchen über ihre Erzieher. Sie lachen über deren «fromme» Sprüche: «Halt dich gut im Leben.» Das stimmt ja schon, im Heim haben wir dies eigentlich nie gelernt. Zu viele Menschen «hielten» uns (gefangen). Immer und überall wurden wir gehalten, in Schranken und Ordnung gehalten. Immer und immer wieder fand sich jemand, der jugendlichen Unsinn der Heimkinder verhinderte, der Fehlern vorbeugte, der sofort half, wenn Schwierigkeiten auftauchten. Auch ich gebe meinen Pflänzlein anfänglich im Wachstum einen Haltepfahl. Recht bald müssen sie sich aber selber strecken. Sie werden ins Freie versetzt und haben dort Wind und Regen standzuhalten. Es ist dies ein risikoreiches Wagnis. Zu wenig erstarkte Pflanzen «serbeln», müssen ersetzt werden. Es stimmt, wir Kinder konnten eigentlich nicht «serbeln», aber wir hatten auch nie die Möglichkeit, uns im Wagnis zu bewähren. Nach dem Heimaustritt sollten wir dies plötzlich können! Auch ich habe da zuerst viele Dummheiten gemacht und viel Lehrgeld bezahlen müssen. Ein Glück nur, dass meine Mutter, Herr Mily und Fräulein Meta mir gelegentlich die «Leviten» lasen und mich von der «schiefen Ebene» wegholten. Jaja, die Heime haben schon einen Sinn: Sie sollen und können behüten, die Kinder und Jugendlichen stärken; aber sie dürfen nicht vergessen, ihre Schützlinge dem Wagnis und Risiko auszusetzen. Nur in der selbständigen Bewältigung können sie erstarken — genau wie meine Pflanzen auch!

II

Im Treibhaus herrscht ein ganz bestimmtes Klima! Wie ähnlich ist es im Heim: Wie wertvoll für's Gedeihen der Pflanzen und Kinder ist die ... Atmosphäre. Steter Platzwechsel, Wind, Durchzug, Umtopfen, Berühren behindern das Pflanzenwachstum ähnlich wie zu grosser Betrieb in der Familie. Wie oft wäre ich gerne daheim geblieben und hätte gelesen. Wie oft wäre ich gerne noch am Tisch sitzen geblieben. Es wurde abgeräumt, damit man bald etwas unternehmen konnte. Wie oft wurde eine Diskussion abgebrochen, weil keine Zeit mehr war oder weil andere Kameraden dumm «sprützten». Ich glaube fast, meine Pflanzen schätzen und estimieren es, wenn ich gelegentlich mit ihnen «schwatze».

III

Seit wir verschiedene Treibhäuser besitzen, können wir gewissen Pflanzen bessere Bedingungen verschaffen. Wir können Pflanzen auswechseln, bis sie in jenem Treibhaus sind, in dessen Atmosphäre sie sich optimal entwickeln. Diese Chance wurde in unserem Heim höchst selten genutzt. Wieso nicht? Bei verschiedenen Familiengruppen bestände ja gerade die grosse Möglichkeit, Kindern jene Gruppe zu finden, die ihnen am ehesten zusagt, wo sie sich am ehesten wohlfühlen können. Wie gerne hätte ich in der Gruppe meines Freundes gelebt. Doch jedesmal wurden meine Wünsche mit fadenscheinigen Begründungen abgetan. Vielleicht hätten wir zusammen

Dummheiten gemacht? Vielleicht aber hätten wir auch positive Anregungen vorgebracht. Ich glaube fast, dass in den Heimen viel zuviel am grünen Tisch organisiert und bestimmt wird; vielleicht sollte man mehr — wie wir Gärtner — auf das wirkliche Leben achten?

IV

Und noch etwas! Wenn einer Pflanze Kali fehlt, gibt man ihr das Fehlende. Das ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist es, dass wir dann nicht allen anderen Pflanzen Kali verabreichen. Das störte mich oft im Heim: Wenn einer nicht sauber geputzt hatte, mussten alle weiterputzen. Wenn einer das Einmaleins nicht beherrschte, mussten alle diese Rechnungen üben. Man nahm Rücksicht! Wir mussten Rücksicht nehmen lernen! Aber wer nahm auch auf mich Rücksicht? Gerne hätte ich mehr Zeit zum Lesen gehabt; aber ich musste mit den anderen spaziergehen; wie gerne hätte ich viele Pflanzen im Zimmer gepflegt — doch diese hätten nur mehr Umtriebe verursacht, und wer hätte sie in den Ferien gepflegt? Doch, was ich meinen Pflanzen ganz selbstverständlich gebe, sollte auch den Menschen zugestanden werden: eigene Entfaltung, zusätzliche Unterstützung des Fehlenden und Förderung persönlicher Interessen! Unsere Gärtnerei ist keine Pflanzenfabrik. Das Heim ist keine Schul- oder Erziehungsfabrik, wo nach so und so vielen Jahren alles brav gesittete und gleich gedrillte Kinder herauskommen!

V

Als ich nach einigen Jahren zum Verantwortlichen über einige Treibhäuser ernannt wurde, fühlte ich wieder einmal Angst in mir aufsteigen. Früher in der Schule, ja, da hatte ich oft Angst! Nachher unterdrückte ich sie und spielte den Grossen, den Sicheren. Angst! Werde ich nicht versagen? Werde ich das in mich gesetzte Vertrauen rechtfertigen? Werde ich nicht etwas vergessen? Oft lief ich durch die Treibhäuser und kontrollierte die Wärme, die Luftfeuchtigkeit. Oft musste ich Einstellungen korrigieren. Und die Angst verlor sich. Ja, meine Unruhe legte sich. Schliesslich durfte man auch ein bisschen vertrauen: seinen Mitarbeitern, den Apparaturen und sich selber! Wieso nur war die Zeit im Heim so sehr mit Angst erfüllt? Man wagte schliesslich nichts mehr zu machen aus Angst, es könnte falsch, unnötig oder gar unsittlich sein. Gerne hätte ich damals auch einmal mit einem Mädchen gesprochen. Aber die «Grossen» sahen dies nicht gern! Gerne hätte ich auch einmal an einer Besprechung mitdiskutiert. Doch hatte ich Angst, zu fragen und meine Idee zu begründen. Die «Grossen» hätten es als Einmischung oder Vorwitzigkeit betrachten können. Gerne wäre ich auch einmal allein durch den Wald gestrolcht. Aber die «Grossen» hatten Angst wegen der Tollwut, und «weil man das einfach nicht macht!» Warum nur hatten diese Menschen so viel Angst? Warum hatten sie nicht auch ein bisschen Vertrauen? Ich glaube, dass meine Pflanzen mein Reden mit ihnen, mein Hegen und Pflegen, mein liebevolles Betrachten spüren,

VSA-Grundkurs für Heimleitung

Als Fortbildungskurs für Leiterinnen und Leiter von Jugend- und Altersheimen

- Aufnahmebestimmungen: — Aktive Heimleiter
— Zum Zeitpunkt der Anmeldung fest vorgesehene Mitarbeit in einem Heim für eine **leitende** Funktion (mindestens drei Vollzeit-Mitarbeiter unterstellt)
- Kursleitung C. D. Eck, Institut für angewandte Psychologie, Zürich
- Kursort: Zürich, Paulus-Akademie
- Zeitdauer 40 Tage, September 1980 bis Dezember 1981
- Kurskosten: Fr. 2700.— inklusive Mittagessen an Kurstagen
Fr. 2500.— bei persönlicher Mitgliedschaft **oder** Mitgliedschaft des Heims
Fr. 2400.— bei persönlicher Mitgliedschaft **und** Mitgliedschaft des Heims
- Anmeldung: Anmeldeformulare können bezogen werden:
Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48
Anmeldeschluss: 27. Juni 1980
Teilnehmerzahl beschränkt
Die Kursteilnehmer verpflichten sich, den ganzen Kurs zu besuchen

Kurskonzept:

Spezielle Fragen der Leitung von Alters- und Erziehungsheimen	Allgemeine Methodenlehre der Klientenbetreuung
Grundlagen des Heim-Managements	Betriebspsychologische Organisationsgrundsätze
Die Führung des Mitarbeiters	Förderung der Leiterpersönlichkeit
Gruppendynamik und Institutionspädagogik	Psychologische Grundlagen der Heimführung

Die Kursteilnehmer arbeiten im Plenum, in Kleingruppen und in Fachgruppen. Heimspezifische Fachgruppen vermögen die Fragestellung innerhalb einer Themenreihe direkter auf die jeweilige Anwendungssituation zu beziehen. Sie werden mit anspruchsvolleren, eher projektmässigen Aufgaben betraut.

Eine Abschlussprüfung mit Ausweis wird fakultativ angeboten (Kosten Fr. 150.—).

Kursdaten: 1980 23./24. September, 1./2./3. Oktober, 23./24. Oktober, 20./21. November
1981 3./4./5. Februar, 24./25. Februar, 24./25. März, 21./22. April, 5./6. Mai, 26./27. Mai, 9./10. Juni, 23./24./25. Juni, 25./26./27. August, 15./16. September, 6./7. Oktober, 27./28. Oktober, 17./18. November, 1./2. Dezember

dafür «dankbar» sind und um so freudiger wachsen. Ich glaube, dass dies so ist. Könnten diese Momente nicht auch im Umgang mit Menschen zutreffen? Wenn ich mit meinen Mitarbeitern freundlich rede, reagieren sie erfreut, positiv. Wenn ich ihnen Vertrauen entgegenbringe, weicht die fragende Angst aus ihrem Blick. Kürzlich lobte ich einen einfachen Arbeiter, und prompt machte er Ueberstunden, ohne sie zu verrechnen! Warum nur herrscht so viel Angst, Aengstlichkeit und so wenig Vertrauen und Liebe zwischen den Menschen? Wenn . . . ja, wenn seinerzeit der Erzieher mit mir menschlich gesprochen hätte, wäre es kaum zu jenem Schlagabtausch gekommen.

VI

Ja, jener Schlagwechsel hatte aus mir einen ganz anderen Menschen gemacht. Er hat mich geweckt. Heute weiss ich, dass Schläge keine menschliche Er-

ziehungsmethode sind. Mit Schlägen erzieht man keinen Menschen. Schläge bessern keinen Menschen. Es war damals die Reaktion eines verängstigten Tieres gewesen. Ich wusste mich nicht mehr anders zu wehren. Ich hatte ja auch nie gelernt, Hindernissen wie jenen Vorwürfen oder Anschuldigungen richtig zu begegnen. In den Jahren danach (nach dem Heimaustritt) lehrte mich das Leben, dass Hindernisse, Schwierigkeiten, Lebenshärten notwendig sind für die Entwicklung, dass nur sie mich weiterbringen, weil sie mich herausfordern und meinen Arbeits- und Lebenseinsatz fördern. Hätte ich das nur schon im Heim gelernt! Wieviele spätere «Bruchlandungen» und unangepasste Reaktionen wären mir erspart geblieben! Auseinandersetzungen sind nicht das Gegenteil von Bravheit, sondern eine Notwendigkeit im Finden und Suchen des eigenen Lebensweges und Lebenssinnes.
*Möbi Wehrli**

* Die Namen dieses Berichtes sind geändert, jedoch der Redaktion bekannt. Jede Ähnlichkeit ist Zufall.

In der Welt habt ihr Angst, aber . . .

*Von Prof. Dr. Theophil Müller, Bern**

Ich will mich in dem fast unendlichen Gebiet der Angst und der Versuche, sie zu bewältigen, in vier Gedankenkreisen zurechtfinden (Anmerkung 1).

1. Angst gehört auch in der Sicht des Theologen zum Leben jedes Menschen

1.1 Der Verfasser des Johannesevangeliums lässt Jesus sagen: In der Welt habt ihr Angst. Er zeigt damit: Jesus gehört nicht zu denen, die die Angst leugnen. Und er nimmt uns Christen damit die Möglichkeit und erst recht den Zwang weg, Angst zu leugnen. Er nimmt die Angst weg, die Angst zuzugeben. Es gilt: Ja, wir haben Angst.

Die Jahresversammlung des VSA in Interlaken mit ihrem Gesamtthema («Leben mit der Angst») geht davon aus. Die Wissenschaften vom Menschen haben besonders in jüngerer Zeit vieles von dieser Angst gezeigt und auch erklärt. Ich will und kann hier nicht auf die Fülle dieser Erkenntnisse und die Anläufe zur Systematisierung eingehen. Ich gehe vielmehr davon aus, dass Sie, meine Zuhörer, sich alle auf vielfältige Art schon damit beschäftigt haben (Anmerkung 2).

1.2 Ich will allerdings als Theologe drei Tatbestände aus dem Feld der Angst nicht unerwähnt las-

sen, weil sie uns Christen besonders angehen, nämlich:

1.2.1 Nicht selten haben Christen die Meinung vertreten: ein Christ hat keine Angst, darf keine Angst haben, wenn er recht glaubt. Glaube hebt Angst auf — mit Verweis etwa auf die Geschichte von der Stille des Seesturms (Mk 4, 40). Demgegenüber halte ich fest: Ich will zwar heute vor allem über das «Aber» in unserem Thema sprechen, also über die Angstbewältigung. Jedoch, ich verstehe Angst zunächst doch als etwas, das zum Menschen überhaupt gehört, und demnach nicht als Zeichen dafür, dass er von Gott entfremdet ist.

1.2.2 Es ist ein besonders dunkles Kapitel, dass nicht nur die Natur (zum Beispiel Gewitter), sondern dass Menschen Angst machen. Das geschieht sicher oft ohne Wissen und Willen dessen, der Angst macht, aber nicht selten auch bewusst und mit System. Ich denke jetzt nicht nur an die Ketzerverfolgungen älterer Zeit; sondern zum Beispiel auch an die «christliche» Sexualpädagogik jüngerer Zeit.

1.2.3 Es gehört schliesslich zu den dunklen Seiten von Religionen ganz allgemein, dass sie auch Angst machen. Gehört Angst wirklich gerade zur religiösen Grunderfahrung? Gehört Angst wirklich zum Wesen der Begegnung mit einem Gott? Auch wenn das so wäre, bliebe es eine schlimme Seite auch der christlichen Kirche als Institution, dass sich durch ihre Geschichte hindurch immer wieder die Tendenz zeigt,

* Vortrag, gehalten an der VSA-Jahresversammlung 1979 in Interlaken, welche dem Thema «Leben mit der Angst» gewidmet war.